

Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im übertragenen Sinn gibt das ein schönes Bild für ein heranwachsendes Geschlecht, solange es nicht mißbraucht und nicht auf Einzelwesen angewendet wird. Aber man spricht nicht mehr von einem jungen Leichtathleten, sondern von einem „Nachwuchsleichtathleten“, einer „Nachwuchsfängerin“, einem „Nachwuchsboxer“ oder „-jodler“. Im Bericht über ein Turnfest war schon zu lesen: „Viele der vorgerückteren Nachwuchsturner legten im Sägemehl ein erfreuliches Draufgängertum an den Tag.“ Wenn der Verfasser dieses Satzes zu den Nachwuchsschriftstellern gehört, können wir uns auf ein schönes Draufgängertum gefaßt machen, aber er würde es auch besser im Sägemehl betätigen.

Da erklärt ein im gegenwärtigen Kriege besonders wichtiger Staatsmann, seine Partei werde kämpfen „bis zum bitteren Ende“ — eine Formel, die man in den letzten Jahren hie und da gehört hat. Aber warum denn kämpfen, wenn man annimmt, das Ende werde bitter? Gemeint ist natürlich: bitter für den Feind, aber das muß man sagen; der Sprecher selbst hofft doch auf ein süßes Ende.

Ein höfliches Wort ist immer noch „bekanntlich“. Von Richard Wagners „Parzifal“ lesen wir: „Bekanntlich ist ihm ein anderer Plan, ‚Die Sieger‘, vorausgegangen.“ Der Leser, dem diese welterschütternde Tatsache nicht bekannt war, fühlt sich doch geschmeichelt, daß man ihm diese Kenntnis zutraut, und seine Hochachtung vor dem Verfasser steigt nicht bloß wegen dieser Höflichkeit, sondern auch wegen seines Wissens, weil ihm solche Wissenschaft offenbar selbstverständlich ist, und so ist beiden gedient.

Unter den vielen neuen Wörtern, die uns die letzten Jahre gebracht haben, ist wohl eine der kühnsten Bildungen der „Kaninchenbelehrungskurs“. Hoffentlich erwiesen sich die Tierchen belehrbar. Gemeint war offenbar „Kurs für Kaninchenhaltung“ oder so was; Kurse dienen ja meistens der Belehrung. Die Beziehungen zwischen den Teilen eines zusammengesetzten Wortes können ja sehr verschieden sein, und ein Wort wie „Bernhardinerverein“ für einen Verein von Bernhardinerzüchtern kann man ja mit einigem gutem Willen noch gelten lassen; es bezeichnet eben nicht einen Verein von Bernhardinern, sondern für Bernhardiner, wie ein Gesangsverein ein Verein für Gesang ist. Aber „Kaninchenbelehrungskurs“? Nein, das ist zu kühn. Warum nicht „Kaninchenzüchterkurs“? Ein „Sprachbelehrungskurs“ wäre in diesem Fall nicht überflüssig.

Was sprachlich alles möglich ist, sehen wir aus einer Mitteilung des Eidg. Kriegsernährungsamtes. Die Zuteilung der Milch wird abgestuft je nach Alter und Beruf; da unterscheidet man Kinder und Jugendliche, Schwer- und Schwerstarbeiter und sogar „Gifstarbeiter“ — eine überraschende Wortschöpfung, aber nach dem Muster von „Holz-“ oder „Metallarbeiter“ richtig gebildet (die Leute haben mit Gift zu tun wie andere mit Holz oder Metall) und sachlich offenbar berechtigt, leider sogar notwendig.

Eine ganz überflüssige Neuerung, die bei uns erst vereinzelt auftritt, vor der aber Karl Schneider in seinem Sprachführer „Was ist gutes Deutsch?“ schon 1931 (vielleicht schon in der 1. Auflage) eine Warnung für nötig hielt, ist die Wendung „im nachhinein“. Wir kennen alle das Gegenstück „zum vornherein“, z. B. in dem Satze: „Das ist zum vornherein verdächtig,“ bei dem wir uns aber kaum etwas vorstellen können unter dem „vornherein, zu dem“ etwas verdächtig sein soll. Man kann sich etwas denken bei dem Ausdruck „von vornherein“, wenn man die verdächtige Sache als Haus oder Garten auffaßt, zu dem man von vorn oder von hinten hereinkommen kann. Trägt eine Behauptung das Siegel der Unwahrheit schon „an der Stirn“, so ist sie also schon „von vornherein“ als unwahr

zu erkennen. Diese Vorstellung hat sich aber schon längst verflüchtigt; darum konnten daneben die Ausdrücke „im vornherein“ und (schweizerisch) „zum vornherein“ entstehen. Schneider warnt sogar schon vor „im vornhinein“, das zwar auch Juden nicht kennt, dem nun aber offenbar in der Wendung „im nachhinein“ ein Zwillingbruder geboren worden ist; er verspricht aber kein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden. — Ältere Altphilologen sagen für das eine etwa noch „a priori“ und für das andere (seltener) „a posteriori“, Ausdrücke, die früher häufiger zu hören und zu lesen waren — schade?

Briefkasten

P. S. B., L. „Des Mythen“ oder „des Mythens“? „Des heutigen Deutschland“ oder „des heutigen Deutschlands“? — Über den Wesfall der Eigennamen herrscht in der Tat viel Unsicherheit. Wer aber ein sicheres Sprachgefühl hat, wird bei männlichen und sächlichen Namen den Wesfall unentwegt — es verlangt freilich manchmal etwas Mut — mit -s bilden, handle es sich um Berg- und Fluß- oder um Länder- und Städtenamen. Aber gerade die Herren Gelehrten von der Erdkunde unterlassen das häufig, manchmal vielleicht aus Stolz in dem Gefühl: diese Namen gehören in unser Fach, und da soll uns kein (anderer!) Schulmeister vorschreiben, daß wir sie zu behandeln hätten ganz wie gewöhnliche Hauptwörter, mit denen gewöhnliche Leute auch zu tun haben. Sogar ein Strom, dessen Deutsches schon viel besungen worden ist, muß es sich auch in Deutschland manchmal gefallen lassen, daß man vom „Laufe des Rhein“ spricht. Unerträglich wirkt die Weglassung des -s besonders bei Namen, die mit den deutschen Gattungsnamen Berg, Horn oder Wald zusammengesetzt sind: des Schauenberg, des Rothorn, des Schwarzwald. Etwas erträglicher ist sie bei seltenen Namen aus fremden Ländern oder auch aus dem eigenen Lande, wenn der Name uns unverständlich ist: des Mythen, des Rigi, aber gerade weil das unsere Berge sind, sollten wir sie auch nach den Gesetzen unserer Sprache behandeln, also sagen: des Mythens, des Rigis, des Suras. Aber wir wollen auch sagen: des Nils, des Kongos, des Besuus, des Himalayas; denn diese Namen gehören doch zu unserm immer gegenwärtigen Vorstellungsschaß, was beim Goazocoalco und beim Itzaccihuatl ja weniger der Fall ist. Grammatisch kann man die Weglassung der Wesfallendung einigermassen rechtfertigen damit, daß man dem -s nicht ansehe, ob es zum Namen gehöre oder nur Endung sei. Wenn von der „Höhe des Altels“ oder der „Länge des Ganges“ die Rede sei, könnte der Uneingeweihte ja glauben, der Berg heiße Altel und der Fluß Gange; aber mit solchen Spitzfindigkeiten und Haarpaltereien kann man doch das gesunde Sprachgefühl nicht umbringen, und das verlangt auch bei einigermassen bekannten Namen von Bergen und Flüssen im Wesfall das -s, also: des Mythens. Die Namen von Orten und Ländern haben gewöhnlich gar kein Geschlechtswort (Artikel) bei sich und müssen schon darum richtig behandelt, d. h. mit -s versehen werden: Die Nacht Roms, Rußlands Schneefelder, Zürichs Lage oder die Lage Zürichs. Wenn sie aber eine Beifügung mit sich führen (das alte Rom, das mittelalterliche Zürich), dann müssen sie auch das Geschlechtswort annehmen, und dann ist der Wesfall schon aus diesen beiden Zugaben zu erkennen, das -s beim Namen also zum Verständnis nicht mehr unbedingt nötig; darum kann man auch etwa lesen: der Glanz des kaiserlichen Rom, das Schicksal des heutigen Frankreich, die Tore des mittelalterlichen Zürich. Aber Wesfall ist Wesfall, und es ist nicht einzusehen, weshalb man die Namen mit Zuschreibung anders behandeln dürfen sollte als mit der richtigen Endung. Also: der Untergang des kaiserlichen Deutschlands. Es ist mit den Ländernamen auf -land oder -reich ähnlich wie mit den Namen auf -berg, -horn oder -wald; weil wir das Grundwort auch als selbständigen Gattungsnamen kennen, verlangt das Sprachgewissen (von dem, der eins hat!) in diesen Fällen das -s, und ein Ausdruck wie „die Lage des heutigen Frankreich“ oder „die Politik des nationalsozialistischen Deutschland“ klingt einfach falsch. Bei fremden Namen („die Grenzen des nördlichen Böhmen“, „die Bestrebungen des heutigen Ungarn“) stört der Wegfall des -s weniger, aber er stört auch. Also: des heutigen Deutschlands.

„Unfere“ oder „unfre“? Sie empfehlen für die Schweiz die vollständige Form „unfere“; sie liegt uns von der Mundart her („üseri Berg“) in der Tat näher als die verkürzte. Gewiß übertreibt Wustmann in seinen „Sprachdummheiten“ wieder einmal, wenn er behauptet, die Eigenschafts- und fürwörtlichen Formen, in denen zwei Silben mit kurzem e zusammenkommen, seien „unträglich“. Juden sagt nur, das eine -e könne (nicht: müsse) ausfallen. Gewiß würden auch wir nicht sagen: eine dunkle Nacht, eine edele Frau, aber warum nicht: eine wackere Frau, die lautere Wahrheit, eine andere Sache, unfere Berge? Etwas „schneidiger“ klingt ja „unfre“, aber ruhiger, gemüthlicher wirkt

„unserer“. Es fällt aber doch auf, daß auch wir bei Eigenschaftswörtern auf „el, auch in der Mundart, das =e= ausstoßen („e tunkli Nacht“), vielleicht weil der Laut l den beiden unbetonten Silben zu wenig Halt gibt, während ein r schon kräftiger wirkt. Darum dürfen wir auch ruhig weiter beugen: unserer Heimat, unserer Väter, unseres Landes; beim Wemfall werden aber auch wir das zweite =e= ausstoßen und kaum sagen: unserm Lande, unseren Vätern.

Derer und deren. Ihre Frage gibt willkommenen Anlaß, einen Sprachgebrauch zu betrachten, über den viel Unklarheit besteht, auch in Deutschland; deshalb halten Wustmann, Matthias und Duden besondere Belehrungen darüber auch für nötig. Und doch ist die Sache nicht so schwer. Die Unterscheidung ist noch nicht sehr alt, wird aber heute bei guten Schreibern genau beobachtet: „Derer“ ist der Wemfall der Mehrzahl und der weiblichen Einzahl des betonten hinweisenden Fürworts „der, die, das“; es hat also den Sinn von „derjenigen“, ist aber dieser schleppenden Form vorzuziehen. Es steht in der Regel vor dem bezüglichen Fürwort „die“, so im Sage Marquis Pofas: „Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif; ich lebe ein Bürger derer, die da kommen werden.“ Seltener erscheint es vor einer Beifügung: „Die Trachten der Bewohner des Gebirgs und derer des Flachlandes“, formelhaft vor „von“ zur Angabe der Familienzugehörigkeit, also meistens vor Adelsnamen: „Das Geschlecht derer von Eschenbach“. Weshalb nun Duden in der neuesten Auflage die weibliche Einzahl nicht erwähnt und auch das Beispiel der frühern Auflagen wegläßt („Erinnere dich deiner eigenen Aussage und derer deines Sohnes“), — und das wollten Sie ja wissen — wissen wir auch nicht, vermuten aber: weil das in Wirklichkeit fast nie vorkommt, also aus einem rein praktischen Grunde. Auch Matthias, Wustmann und andere Praktiker erwähnen es gar nicht. Die Form „deren“ ist der Wemfall der Mehrzahl und der weiblichen Einzahl (diese kommt tatsächlich häufiger vor als „derer“) des bezüglichen Fürworts: „Erlebnisse, deren wir uns gern erinnern“; „Die Festaufführung, deren ich stets gedenken werde“. Es muß also heißen: „Die Kräfte (oder: die Kraft), vermöge deren“ und nicht „derer“, wie man etwa lesen muß; oder: „Die Angelegenheiten (oder: Angelegenheit), in betreff deren . . .“ Neben dieser Aufgabe als bezüglichen Fürwort dient es auch noch als bestimmendes (determinatives) Fürwort im Sinne von „der, die, dasselbe“, kann aber in dieser Bedeutung meistens ersetzt werden durch das besitzanzeigende „ihr“. Man kann also sagen: „Der Lehrer begrüßte die Schüler und deren Eltern“; natürlicher ist „ihre Eltern“ (der Lateiner hört „eorum“ heraus und würde deshalb vielleicht sogar sagen: „die Eltern derselben“). Dasselbe Verhältnis besteht natürlich zwischen „dessen“ und „sein“: „Die Lehrerin begrüßte den Schüler und dessen (besser: seinen) Vater.“ „Derer“ sollte man nur sagen, wenn sonst ein Mißverständnis entstände: „Die Schläffer, ihre Besitzer und deren Abgaben waren genau verzeichnet“ — da könnte der Leser vielleicht einen Augenblick „ihre“ Abgaben auf die Schläffer beziehen oder wenigstens etwas stutzen. Aber sogar in einem Sage wie: „Der Lehrer begrüßte den Schüler und seinen Vater“ wird man das besitzanzeigende Fürwort sofort richtig verstehen; denn der Fall dürfte im Leben eines Lehrers selten vorkommen, daß er zugleich einen Schüler und dazu seinen eigenen Vater begrüßen kann. „Ihr“ und „sein“ genügen in den meisten derartigen Fällen; sie sind der natürliche Ausdruck, aber gerade darum meinen viele, „deren“ und „dessen“ machen sich besser! Ganz überflüssig ist „derer“, klingt aber „distinguiert“, wenn man auf die Frage: „Hast du viele Freunde?“ antwortet: „Ich habe deren nur wenige.“ Kurz gesagt: „Derer“ ist hinweisend und kann ersetzt werden durch „derjenigen“, „deren“ ist bezüglich oder bestimmend und kann (soll aber nicht!) ersetzt werden durch nachgestelltes „derselben“.

Allerlei

Deutsche Gründlichkeit — in Genf. Seit Jahrzehnten lassen wir uns vom Genfer „Argus der Presse“ alle Zeitungsausschnitte zukommen, die sich auf die deutsche Sprache beziehen. Wenn also in irgend einem schweizerischen oder einem der wichtigeren ausländischen Blätter das Wort „deutsch“ in anderm als gerade politischem oder militärischem Zusammenhang auftaucht, bekommen wir die Stelle zugesandt. So vor Jahren die Mitteilung, der bekannte Sänger Piet Deutsch habe in Winterthur ein Konzert gegeben. In neuester Zeit lenkt man in Genf das Argusauge natürlich auch auf unsere Mundart und schickt uns nicht nur mundartliche Gedichte und Einsendungen, sondern aus der „Zürichsee-Zeitung“ vom 11. Dezember 1942 auch die Anzeige und Empfehlung eines neuen Buches: „Volkswirtschaftliche Konzeption“, Verlag A. Francke AG., Bern. Preis broschiert

4 Fr. Was ging das aber uns an? — Der Verfasser heißt nämlich Hermann — Düttschler.

Erziehung zur Härte. In einer Schule sind zu wissenschaftlichen Zwecken die Augen sämtlicher Schüler untersucht worden. Der Direktor gibt Fritz folgenden Brief an seinen Vater mit: „Werter Herr! Die heute angestellte Untersuchung hat leider ergeben, daß Ihr Fritz stark zur Myopie* neigt. Sie müssen etwas in der Sache tun.“ Am nächsten Morgen brachte Fritz folgenden Antwortbrief seines Vaters: „Gehörter Herr Direktor! Besten Dank für Ihre Nachricht. Ich habe meinem Sohn eine gehörige Tracht Prügel zuteil werden lassen und hoffe, er werde es nicht wieder tun. Sollte er sich wieder etwas zuschulden kommen lassen, so bitte ich um gefällige Mitteilung.“ (Aus dem „Nebelspalter“)

* Myopie = Kurzsichtigkeit.

Büchertisch.

Christian Winkler, Sprechtechnik für Deutschschweizer. Zweite, teilweise völlig umgearbeitete Auflage. Verlag A. Francke AG., Bern 1942. Preis 3 Fr. 80.

Seitdem die erste Auflage dieses Buches erschienen ist (1934), hat in der Schweiz eine starke Bewegung eingesetzt für vermehrte Pflege und strengere Reinhaltung unserer Mundarten. Diese Bestrebungen werden wirksam gefördert, wenn wir uns daneben auch bemühen, die deutsche Hochsprache möglichst lautrein nach ihrer Eigengesetzlichkeit zu sprechen. Denn nur durch klares Auseinanderhalten der beiden so nah verwandten und im Klang doch oft so verschiedenen Sprachen kommt jede zu ihrem Recht und kann die ihr eigene Kraft und Schönheit ganz entfalten. Zum Zwecke ihrer genaueren lautlichen Scheidung hat Chr. Winkler, auf gründlicher wissenschaftlicher Einsicht und großer Erfahrung fußend, sein sehr empfehlenswertes Lehr- und Übungsbuch geschrieben. Er arbeitet darin die Unterschiede der schweizerdeutschen und der hochdeutschen Aussprache klar heraus, beschreibt eingehend die Artikulation aller Laute und gibt zahlreiche, methodisch abgestufte Übungen, mit deren Hilfe der Schweizer sich die hochdeutsche Aussprache aneignen kann. Anschließend behandelt Winkler aber auch alle andern Fragen, die für ein sinngemäßes, natürliches und wohlklingendes Sprechen von Bedeutung sind; er gibt trefflichen Rat und Anleitung für richtiges Atmen, Pflege der Stimme, Gliederung der Rede, Wechsel des Tempos, Wirkung von Lautstärke und Tonhöhe.

Die vorliegende zweite Auflage ist größtenteils ein Wiederabdruck der ersten. Die wichtigen Abschnitte über die Kunst des Vorlesens und freien Vortrages sind vertiefend umgearbeitet. D. Blaser.

Rundfrage. Wir werden um Auskunft gebeten über das Gedicht: „Mer händ's und vermöged's“, aber da wir darüber selber nicht Bescheid wissen (wir wissen nur: es stammt nicht von Huggerberger), so geben wir die Frage weiter. Weiß jemand unter unsern Lesern, von wem das Gedicht stammt und wo es zu finden ist? Für Auskunft sind wir dankbar.

Berichtigungen. In Nr. 1 d. J. steht ganz am Anfang und ganz am Schluß je ein Fehler: Am Kopf des Blattes ist aus Versehen die Jahreszahl 1942 stehen geblieben und in der viertletzten Zeile der letzten Seite bei einer Änderung des Wortlautes vor „vergaß“ das „er“ veressen worden. Wir bitten um Entschuldigung.

Einladung. Unsere Mitglieder von Zürich und Umgebung, ferner die „zugewandten Orte“ (die Mitglieder der uns angeschlossenen Fachverbände) machen wir auch an dieser Stelle aufmerksam auf den Vortrag „Sprachpolitische Erinnerungen“, den unser Mitglied Herr Ernst Schürch, alt Schriftleiter am „Bund“, Dienstag, den 2. März, abends 8 Uhr, auf der „Waag“ halten wird. Wir laden sie dazu herzlich ein und bitten sie dringend, Gäste mitzubringen. (Eintritt 1 Fr., Mitglieder 50 Rp.)